

Kunst- und Kulturstiftung Heinrich Danioth Werk- und Förderungsbeiträge 2009

Haus für Kunst Uri, Altdorf, 12. Dezember 2009

Was Sie sehen, ist nicht, was es scheint. Der Stein, an dem Sie vorhin im Durchgang zum Danioth-Pavillon vorbei gegangen sind, ist kein Stein. Er ist ein Nadelkissen. Das erkennen Sie erst, wenn Sie ganz genau hinsehen. Franziska Furrer hat Tausende gewöhnlicher Stecknadeln in ein weiches Kissen hineingesteckt, bis es aussah, als läge da, schwer und abweisend, ein Stein. Aber weist er denn ab, lädt er nicht eher zur Berührung, zur Erfahrung von Nähe? So scheint es doch vor allem neben den stahligen Kugeln, die nun wirklich nicht dazu einladen, danach zu greifen. Sie scheinen nichts als spitz und stahlig zu sein – und sind es auch. Schein und Sein treffen sich, und wo das Sein ist, ist die Wirklichkeit. Und aber die Kunst?

Sie ist, was das Sein, die Wirklichkeit überschreitet, was sie negiert, verwandelt, in den Schein überführt und dem Sein seinen Vorrang streitig macht. In der Kunst ist der Schein mächtiger als das Sein. Was ist, hat in der Kunst auch zu scheinen. Die schwarzen Kugeln, die sich oben auf den sieben Dachlatten zur Wolke ballen, scheinen aus Wolle zu sein. Das möchten wir gerne überprüfen, das Sein dieses Scheins würden wir gerne mit Händen greifen. Leider sind die schwarzen Dinger zu hoch für uns. Jetzt sagt er gleich, denken Sie sich: was zu hoch ist, ist sowieso schon Kunst. Ich sage es nicht, denn meist scheint es bloss so, ist es aber nicht.

Sie sehen, die Arbeiten, die Franziska Furrer vor uns hinstellt, lassen uns nachdenken über Sein und Schein. Sie sind aus ganz gewöhnlichen Materialien und werfen ungewöhnliche Fragen auf. Noch dazu, wenn wir die Titel dazu lesen. Der Stein will endlich etwas in Ordnung bringen. Doch was gibt es Unordentlicheres als einen Findling, der da liegt, wo er nicht hingehört? Die stahligen Kugeln aus Zahnstochern heissen «Votiv (konstruktion und erinnerung)» und erinnern daran, dass es die alte Tradition der Votivgaben gibt, mit denen sich fromme Frauen für eine geglückte Geburt bedanken. «On and on and on and on» heisst die schwarze Wolke, die Franziska Furrer wirklich aus lauter Wollknäueln zusammengefügt hat: wieder und wieder und wieder hat sie die Wolle vom Knäuel abgewickelt und auf die Lochscheibe aufgewickelt.

Solche repetierten Bewegungen gehören zum Schaffen von Franziska Furrer. Durch sie verändert sie die Materialien, die sie dem Alltag entfremdet: Schachtelweise steckt sie die Zahnstocher zu Kugeln ineinander, Nadel um Nadel stösst sie ins Kissen – und denkt dabei nach über Schein und Sein. Bestimmt hat sie sich mit solcherlei Fragen auch während ihres Aufenthalts im Zentralschweizer Atelier in New York auseinandergesetzt. Es sei, sagt sie, eine Zeit gewesen, die sie aus dem Gewohnten herausgehoben und über sich und ihre künstlerische Arbeit habe nachdenken lassen.

Franziska Furrer, die hier im Haus für Kunst Uri Gelegenheit zu einem kleinen Gastauftritt erhält, konnte das Atelier im letzten Jahr nutzen. Im übernächsten Jahr steht das Zentralschweizer Atelier

im pulsierenden New York vier Monate lang dem Jazz-Gitarristen Dave Gisler zur Verfügung. Der 26-jährige Musiker, den wir hier gerade hörten und noch hören werden, zählt zu den besten und gefragtesten Gitarristen in der Schweizer Jazz-Szene und hat seine Spiel- und Improvisationskunst wie seine Sensibilität für Sound und Klang vielfach unter Beweis gestellt. Der Aufenthalt in New York soll ihm neue Möglichkeiten und Perspektiven eröffnen.

Einen bescheidenen (es scheint nicht nur so, es ist leider in der Tat so, denn es ist das Sein, das vorhandene Geld, das die Grenzen setzt) spricht die Kunst- und Kulturstiftung Heinrich Danioth dem hier in Uri vielfach engagierten Klarinettenisten Michel Truniger zu. Wir möchten sein Projekt mit dem Ensemble kammerART unterstützen, das sich vorgenommen hat, den Zuhörern Volksmusik im weitesten Sinne näher zu bringen und dazu auch eigens Kompositionsaufträge erteilt hat. Im nächsten Jahr möchte die kammerART quer durch die Schweiz auf Tournee gehen.

Zwei grosse Förderbeiträge von je 10 000 Franken spricht die Danioth Stiftung den beiden Künstlerinnen Judith Albert und Maria Magdalena Z'Graggen zu.

Judith Albert, 1969 in Sarnen geboren und heimatberechtigt in Bürglen, lebt und arbeitet heute in Zürich. Sie zeigt im Dachstock ihre grosse neue Videoarbeit «Nu à l'écharpe orange». Es scheint zunächst ein unbewegtes Bild zu sein, die Kopie eines Aktgemäldes von Félix Vallotton. Doch es ist über den Anschein hinaus eine Wiederaufnahme des Gemäldes von Vallotton, die sich mit der Vorlage zugleich auseinandersetzt und sie dabei verändert. Judith Albert hat anstelle des grünen Schals bei Vallotton einen orangen gewählt und der nackten Liegenden einen atmenden Tintenfisch auf die Hüfte gesetzt.

Als wäre es ein nach aussen gestülptes Organ erhöht dieser atmende Tintenfisch die Intimität der Szene. Gleichzeitig lenkt er Blick und Aufmerksamkeit vom Körper der Nackten ab, die hier völlig reglos zu liegen scheint. Ist noch Leben in ihr? Will sie sich wirklich den Blicken aussetzen, die sich auf sie richten? Oder entzieht sie sich diesen Blicken, indem sie jede Regung vermeidet, den Tintenfisch an ihrer Stelle atmen lässt? Jedenfalls leistet sie Widerstand: in der Vorlage zu diesem Bild, bei Félix Vallotton, lässt die nackte Frau ihren Kopf über die Lehne der Liege hinunterhängen, bietet Hals und Körper an, ohne sich zu wehren.

Judith Albert lässt in diesem Video Themen anklingen, die sie in ihren Arbeiten immer wieder ins Zentrum rückt: das Ermessen von Zeit, Vergänglichkeit und Dauer, das Sehen und wie es den Täuschungen erliegt, die Sinnlichkeit, wie sie in einem Bild überdauern kann, die Wahrnehmung, wie sie sich eines Gegenstands oder eines Körpers bemächtigt, wie sie sich durch das Begehren verändert, durch den Wunsch, Distanz durch Unmittelbarkeit und Nähe zu überwinden, wie Intensität aus einem lang ausgehaltenen Blick erwächst. In dieser «Nu à l'écharpe orange» zieht Judith Albert eine schlüssige Zwischensumme aus ihrer künstlerischen Arbeit. Sie macht deutlich, wie sehr sie in ihren Videos Malerin ist, und sie zeigt, in welchen Zusammenhang sie sich stellt, und wie sie sich gleichzeitig überaus produktiv mit diesem kunsthistorischen Zusammenhang auseinandersetzt. Denn dieses Video ist zugleich eine intelligente Antwort darauf, wie eine Künstlerin von heute Vallottons Aktdarstellung von 1914 sieht und interpretiert.

Kehren wir von dem, was wir nicht hier, sondern oben im Dachstock sehen, zurück zu dem, was uns hier augenscheinlich ist: zu den grossformatigen Malereien von Maria Magdalena Z'Graggen. Die 1958 in Basel geborene, in Schattdorf heimatberechtigte Künstlerin lebt und arbeitet in Basel. Was sie uns hier als Beispiele ihrer Arbeit präsentiert, sind präzise Aussagen zum Verhältnis von Sein und Schein. Dieses Verhältnis ist Mitte und Zielpunkt jeder Kunst, die ihren Anspruch nicht bloss erhebt, sondern auch einlöst.

Diese Malereien scheinen ein Gelände zu vermessen. Sie lassen sich sehen als Grundrisse und Topographien von Plätzen und Architekturen. Doch schon melden sich die Zweifel: Sind es wirklich Grundrisse und Pläne, nicht vielmehr Ansichten und Aufrisse, zeigen sich hier nicht Fassaden und Gebäudekomplexe im Wechsel von Ansicht und Aufsicht?

Es sind Formen, die wir nicht zuordnen können, vielmehr: je mehr wir sie zuordnen und konkret machen wollen, desto mehr entziehen sie sich, verweigern sie uns Bedeutung und Verweis auf die Wirklichkeit, auf das Sein. Die Linien, die diese Malereien durchziehen geben Bezüge vor, denen wir mit den Augen folgen, ohne daraus Schlüsse ziehen zu können. Die farbigen Kreise rhythmisieren die Bildfläche und hindern uns gleichzeitig daran, diese Malereien als Pläne zu lesen. Die Bildelemente in diesen Bildern durchbrechen jedes Sehen, das sich vorschnell über das Gesehene klar ist. Sie sind mit einem absoluten Gespür für das rechte Mass und die richtigen Verhältnisse gesetzt. Die Malerin Maria Magdalena Z'Graggen weiss um die individuellen Eigenschaften und Gewichte der Farben, und sie weiss um ihre Beziehungsfähigkeit, sie kennt ihr soziales Verhalten im Bildgefüge.

Sein und Schein halten sich in diesen Malereien genau die Waage. Jedes Betonen in unserem Sehen und Wahrnehmen, sei es des Scheins oder des Seins, bringt die Bilder aus dem Gleichgewicht. Wenn wir ihnen eine Bedeutung aufdrängen, wenn sie mehr scheinen sollen als sie sind, kippen sie aus ihrer Wirklichkeit, aus dem Sein. Wenn wir dieses Sein betonen, nur die Farben und Formen sehen wollen und sie nicht als Schein eines nicht mehr Wirklichen, nicht als Verweis auf einen Sinn nehmen, erscheinen uns diese Bilder unbeholfen oder zufällig. Das sind sie aber nicht: Sie sind präzise und zwiegesichtig, sie heben im dialektischen Sinne das Sein im Schein auf, den Schein im Sein.

Sein und Schein, damit hat alle Kunst zu tun. Einmal überwindet sie das Sein im Schein, ein andermal verhält es sich umgekehrt.

«Was Sie sehen, ist nicht, was es scheint.» Davon sind wir ausgegangen und wir sind in der Mitte der beiden Pole gelandet, zwischen denen die Kunst das Verhältnis von Sein und Schein anschaulich macht: Was Sie hier sehen, ist exakt, was es scheint. Oder anders und ganz einfach gesagt: Diese Bilder sind diese Bilder.

Urs Bugmann